

ABSCHIED VON WEIMAR

— AUS MEINEM TAGEBUCH —

VON LORENZ SZABÓ

Drei Uhr nachmittags. Welch Gewimmel vorhin noch in der Halle und im Speisesaal! Nach Beendigung der Weimarer Dichtertage leert sich seit gestern der „Erbprinz“ und das Haus „Elefant“ in schnellem Tempo. Was noch kommt, ist schon Privatsache. Zwei freie Tage habe ich noch. Ich überlege, ob ich einen Ausflug nach Wernigerode oder Goslar machen soll, in den herbstlichen Harz, bevor ich von Berlin aus nach Hause fliege.

Und plötzlich überfällt mich drängend und Rechenschaft fordernd all das, was ich versäumte. Es war doch etwas sehr Schönes, dass wir, etwa ein halbes Hundert europäischer Schriftsteller, im vierten Jahre des Krieges beisammen sein konnten. Für mich — und für jeden Einzelnen von uns — vereinigte diese seltene Gelegenheit Künstler, Persönlichkeiten, Wünsche, Bedrängnisse, Pläne, lebendige Probleme und Lösungsversuche dieser „vulkanischen Gegenwart“ — wie sich Karl Rothe, der Generalsekretär, ausdrückte — vom hohen Norden bis Gibraltar, von der Kanalküste bis Sizilien und zum Bulgarischen Meer. Von den Bulgaren, die wir im November als Gäste begrüßten, waren sieben gekommen, von Franzosen und Finnen vielleicht sogar zehn. Alles in allem vierzehn Nationen, Verbündete, Freunde und Neutrale. Die Franzosen rechnen auch hierher. Mit den Teilnehmern des Deutschen Dichtertages mögen es mehr als vierhundert Gäste gewesen sein. Viele habe ich kennengelernt, und nun bin ich dennoch unzufrieden. Der Europäische Dichter-Verband führt eigentlich erst noch die viel Umsicht erfordernden, feineren komplexen Organisationsarbeiten durch, obwohl das Hauptziel, die Förderung der zwischenstaatlichen Beziehungen durch die Tatsache des Kongresses für einige Tage schon verwirklicht wurde. Das war nur der Anfang; was gut daran war, muss festgehalten werden. Mich interessieren grundsätzlich am meisten die Fragen der Bewahrung geistiger Güter, der Aufrechterhaltung der Bildungsstufe; praktisch aber u. a. die Übersetzerfrage, die der Schlüssel zum Austausch der Werke ist. In drei offiziellen Sprachen wurde verhandelt, deutsch, italienisch und französisch; die Spanier empfahlen unter Berufung auf ihre Halbinsel und auf Südamerika ihre eigene Weltsprache als vierte. Die Vertreter der einzelnen Länder, die Sprecher, werden sich wahrscheinlich zu Pfingsten wieder zusammensetzen. Wo? Vielleicht hier, vielleicht in einem andern Land. Eigentlich ist es beängstigend, wie wenig wir einander kennen. Wenn die andern doch noch einen Tag, nur einen einzigen Tag hierbleiben, damit ich

die Fäden der begonnenen Bekanntschaften befestigen und verknüpfen könnte! *Cecchi* hätte ich noch um seinen Vortrag über die moderne italienische Dichtung bitten müssen, der für die ungarische Zeitschrift *Magyar Csillag* recht geeignet wäre.

Ich bin allein. Nun habe ich Zeit, durch die Säle zu schlendern, in denen man uns eine Woche mit der denkbar grössten Liebenswürdigkeit zur Verfügung stand. Ich schaue in das verwaiste Quartieramt der Dichter. Auch hier kaum noch Bekannte; Schriften, Drucksachen werden verpackt. Im grossen Hotel nur der übliche Weimarer Verkehr. Bin ich allein? Müssig herumschlendernd ziehe ich meine Aufzeichnungen aus der Tasche und Visitenkarten, die aus allen Teilen der Welt stammen. Auch eine knisternde, neue grüne Papier-Peseta sowie eine Schachtel spanischer Wachsstreichhölzer.

Ja, ja, vor kurzem wimmelte hier noch Europa. Ich gehe zurück in den braunen, holzgetäfelten kleineren Speisesaal, in dem ich heute mittag Platz gefunden hatte. Hier sass ich, an diesem Tisch. Mein Nachbar, der Norwege *Lars Hansen*, empfahl das Eintopfgericht und holte heimische Briefmarken und Kleingeld hervor, die er mir als Reiseerinnerung für meinen Sohn verehrte. Die blechblauen Zehn-Örestücke sind so winzig wie eine flachgepresste Erbse; ich lasse sie klimpern und freue mich über sie. Der alte Dichter jedoch, den *Holter*, sein Landsmann, so pries, und dessen graue Haare immer wie vom Seewind zerzaust erscheinen, ist bereits packen gegangen. Eine Woche hindurch wollte ich ihn ständig ausfragen, wie es sich eigentlich mit den berühmten Walrossjagden verhält, oder mit den Wal-fischen irgendwo in der Gegend von Island; und nie bin ich dazu gekommen. Im nächsten Jahr, — tröstete mich *H. F. Blunck*, der sich auf seinem Platz niederliess. Auch er nahm das Eintopfgericht, das wirklich gut und reichlich war und noch dazu billig; das Glas Rotwein kostete beinahe das Doppelte. Und noch fernere Erinnerungen kamen mir in den Sinn. *Blunck* kannte ich schon; von ihm hatte ich jenen klugen Griff gelernt, den ich seither immer propagieren wollte, kleinere Verse vorwiegend gedanklichen Inhalts, vor allem Epigramme (die ich nicht schreibe), auf dem Podium vor dem Publikum zweckmässigerweise zweimal hintereinander herzusagen. Doch ist dies eine alte Geschichte, das war noch in Pest; jetzt sprachen wir von etwas Anderem. Ganz kurz vor dem endgültigen Abschied reichte uns noch *Chardonne* die Pariser Ausgabe eines seiner Romane, „Le grand voyage“, an unseren Tisch herüber (der Roman ist übrigens im vergangenen Jahr auch ungarisch erschienen). Im aufgeregten Wirbel von Kellnern, Gläsern, Schüsseln, Paketen, Lebensmittelkarten, Reisevorbereitungen, Fragen und Antworten wechselten wir noch einige Worte über die Grenzen der Genauigkeit von Prosa-Übersetzungen; *Bluncks* Ansicht fand ich allzu freizügig; doch meine Argumente bin ich dann irgendwie nicht losgeworden... Und wie der Raum mir die jüngste Vergangenheit in Erinnerung rief, das rasche Auseinanderlaufen der ganzen Gesellschaft heute mittag, dachte ich

lächelnd und um Verzeihung bittend an Dr. *Thielke* und die übrigen offiziellen deutschen Herren zurück, die mit unendlicher Geduld wohl an die hundertmal wiederholten: — Der Berliner D-Zug geht um halb drei, der Autobus von der Ecke der Schillerstrasse . . . Der Däne *Fleuron* war aufgeregt wegen seiner Flugkarte, Exzellenz *Farinelli* hatte noch in Jena zu tun; Frau *Dust* — die Herren aus dem Norden nannten sie die Walküre des Quartieramts — flatterte mit ihrem vollen Goldhaar und ihren ewigen Karten- und Drucksachenstössen durch die Gesellschaft und brachte Dänen, Kroaten, Slowaken und allen Beruhigung. Wie sie vorher die Freunde des Theaters mit *Schiller* und *Calderon*, die Musikliebhabern mit *Mozart*, *Schumann* und *Beethoven* (mit *Giesecking!*) erfreute. Sie und einige Herren sind angeblich hiergeblieben; aber wo ist sie? Einen Tag Ruhe könnte sie wohl gebrauchen. Im heutigen Europa einen Kongress von diesen Ausmassen zusammenzubringen, ist eine entsetzlich schwere Sache; deutsche Organisation und Gründlichkeit gehören dazu.

In der Halle erfahre ich, dass *Maila Talvio*, die bezaubernde finnische Schriftstellerin, deren improvisierte Ansprache vorgestern im Sängersaal der Wartburg mich so ergriff, schon bei Tagesanbruch abreiste; mit ihr *Koskienenemi*, der Dichter und Universitätsprofessor aus Turku, einer der Vizepräsidenten des europäischen Dichterverbandes, der mit *Farinelli* die Beratungen leitete. Darum also habe ich sie den ganzen Tag nicht gesehen. Was für eine begeisterte Gruppe waren diese Finnen, und wie sie uns Ungarn lieben! Auch der Schweizer *John Knittel* ist schon in der Nacht abgereist; er versprach im Frühling nach Budapest zu kommen . . . Im Frühling!

. . . Und wie ich aus dem „Elefanten“ durch die Drehtür hinausschlenkere, greift mir wieder die harte Gegenwart ans Herz. Vor einer Stunde verabschiedete sich hier ein deutscher Schriftsteller in Uniform gutgelaunt von seinen Freunden. — Für ein halbes Jahr sage ich der Kultur wieder Ade — hörte ich im Vorbegehen, — ich gehe nach dem Kaukasus. — Während der ganzen Woche war notwendigerweise der Krieg oft berührt worden, nicht nur auf dem Dichtertag, auch in unserem Kreise; dennoch, wie anders war es, als greifbar jemand vor mir stand, der von der Front zu dem Treffen nach Hause gekommen war und dorthin zurückging! Wer mag es wohl gewesen sein? Und wieviel solche waren unter uns?! Die Gesichter verwaschen sich, es gab sehr viele neue Namen . . . — Ja, an der Terek-Front, — klingen in mir die letzten aufgefangenen Worte nach . . . *Paul Alverdes* fällt mir ein, den ich auf einem der Bankette kennenlernte, und *Britting*, der vorzügliche Münchner Dichter; diesmal habe ich ihn nicht getroffen, aber ich weiss, dass er da war; und ich wünschte, dass er einmal in Budapest vorlesen würde . . . Draussen stopfen schwitzende Hoteldiener die Koffer in den Autobus, und nun ist auch die letzte Gesellschaft verschwunden, dort hinter dem Zigarrengeschäft. Ich sehe noch, wie *Caballero* von der Ecke aus zurückwinkt — galt das mir? — und als allerletzter *Spaszov*, der Bulgare . . .

Ich blieb allein zurück.

Wie gewaltig wurde auf einmal die Stille auf dem prachtvollen sauberen Marktplatz. Wie gewaltig ist sie auch jetzt!

Durch diese Stille hindurch aber horcht, ob sie will oder nicht, die Seele immerfort in die Ferne. Nach dem Osten. Nach dem Kaukasus, wo sich — wie ich noch daheim hörte — irgendwo Graf Albert Wass befindet, der siebenbürgisch-ungarische Romanschriftsteller und freiwillige Kriegsbericht-erstat-ter. Nach dem Don, wo jetzt im August der begabte ungarische Dichter, der junge Elemér Govrik, gefallen ist. Und nach der Ukraine, aus der mein Freund Paul Szegi, der Kritiker, schon lange nicht schrieb; dabei beobachtete er — wie seine Briefe zeigen — aus dem Zelt, in dem er bereits ein halbes Jahr lebt, noch im Sommer mit scharfen Augen Literatur, die ungarische Hauptstadt und das Land Goethes und Mussets. Niemals darf man die Ausdauer aufgeben, nie die Achtung vor der Qualität.

Gegenüber ist die Hofapotheke und der Neptunbrunnen. Oben ein blauer Himmel und unschuldige Lämmerwölkchen. Ewigkeit und Vergangenheit. Von Zeit zu Zeit einzelne Flugzeuge: die mahnende Gegenwart. Die Sonne brennt stark, aber es ist bereits kalt, hier und da wurde schon geheizt. Nein, ich gehe nicht in den Harz. Ich bleibe hier und werde meine restlichen beiden Tage mit Goethe verbringen. Und mit Ernst Jünger, dessen erstes Buch ich zu meiner Schande erst jetzt voll Entzücken lese.

OSZK